



Nr. 6

Donnerstag, den 11. Februar 1904.

19. Jahrgang

Deutsche Gelehrsamkeit.

Die Zeitung spricht seit manchem Jahr
Von Kamerun, von Sansibar,
Man hat 'ne Ahnung schon gekriegt
Wo Dares el Salaam liegt;
Doch wen'ge kannten bis zur Stund'
Die deutsche Großstadt Swakopmund.
Aber nicht besitz Verwandte da
Im deutschen Südwest-Afrika,
Weiß nichts von Okahandja
Und guckt stöckdämlich aus Prinzip,
Wenn jemand spricht von Karibib..
Selbst Windhock hört man nicht sehr häufig
Und Kreetmanshoop ist nicht geläufig.
Man bildet sich noch jeder ein,
Geschult und recht gelehrt zu sein?
Des eignen, deutschen Volks Geschichte,
Kennt selbst der Herr Professor nicht..
Das ist ein alter, wahrer Satz,
Bewiesen fast auf jedem Plaz;
Jetzt stellt es sich auch noch heraus,
Dah selbst ein hochgelehrtes Haus
Mit Fleiß betrieben hat noch nie
Des Deutschen Reichs Geographie!

Wien 1. Jan. 1904.

Die „Villa der Blumen“.

Humoreske von Wilhelm Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Sie saß am kleinen Damenschreibtisch und zeigte ihm eine lange Liste, als er in das Zimmer trat.

„Franz, 55 Hochzeitsgäste haben Papa und ich heute früh zusammengezählt und Papa hat die Einladungen auch schon fortgeschickt. — Was sagst du dazu?“ schloß sie zögernd.

„55 Leute kommen auf unsere Hochzeit?!“ entgegnete der schlaffe Herr von etwa 35 Jahren und küßte seine Braut. Dann setzte er sich neben sie und wiederholte kleinlaut: „55 Hochzeitsgäste; — Louise, das ist aber etwas viel.“

„Papa will es so haben, und du weißt doch, wie er ist. — Hast du vielleicht auch noch einige Freunde, die wir einladen müssen, Schatz?“

„Nein, um Gotteswillen, nein!“ wehrte er hastig.

Sie mußte über seine verzweifelte Abwehr lachen.

„Du arbeitest zuviel,“ sagte sie dann zärtlich, „das macht dich nervös.“

„O nein, meine Arbeit macht mir große Freude!“ bezaubelte sich der Architekt zu sagen. „Ich bin ja so unendlich glücklich, für uns ein Haus bauen zu können, so ganz nach meinen Wünschen und Ideen! Du sollst staunen, wenn du die „Villa der Blumen“ vollendet sehen wirst, Louise! Alle Räume, alle Ausstattungsgegenstände, jeder farbige und dekorative Schmuck, sind nach meinen Ideen entstanden und inmitten dieser Kunst werden wir wohnen und sehr glücklich sein!“

„Wann darf ich denn endlich unsere Villa sehen?“ fragte sie ungeduldig.

„In zwei bis drei Tagen. Das Haus hat mehr Arbeit gemacht, als ich dachte und während der Vollendung habe ich gar vieles umgeändert. Auch jetzt gefällt mir manches noch nicht; einiges hätte ruhiger, einfacher wirken sollen, anderes reicher, lebhafter. Unser Haus soll kein Dutzendhaus sein und keine Alltagsmenschen sollen darin wohnen, sondern zwei Leuten, die ihre Welt ganz für sich haben und die sich ihr Nest nach eigener Neigung und eigener Individualität schaffen.“

„Franz, Franz,“ unterbrach sie den Schwärmer, „du vergißt, daß wir ja gar nicht allein sein können, denke doch an die eingeladenen 55 Hochzeitsgäste, die werden uns doch oft besuchen wollen, nicht wahr?“

Er warf sich in einen Sessel und verwünschte alle Hochzeitsgäste.

Endlich war der große Tag gekommen, wo der Architekt seiner Braut die „Villa der Blumen“, die er ganz nach seinen Plänen, allerdings mit Hilfe des Kredits seines zukünftigen Schwiegervaters gebaut hatte, zeigen konnte. Der alte Drehler war natürlich auch bei der Besichtigung. Er pustete gewaltig, als sie die Anhöhe hinaufschritten und brummte:

„Ein Unsinn, auf einen Berg zu bauen, wo man genug Platz im Tale hat, und dazu diese öde Gegend; das sieht ja gerade aus, als sollte niemand zu Euch kommen.“

Franz eilte voraus und schloß die „Villa der Blumen“ auf. Dann trat er zurück und sprach tief bewegt zu seiner Braut.

„Hier, Louise, wohnt die Freude am Leben und am Schaffen!“ Danach wandte er sich an den zukünftigen Schwiegervater und hielt ihm eine kleine Rede:

„Architektur heißt Baukunst,“ sprach er. „Sie verbindet zwei Begriffe, die Kunst des praktischen Werkes und die Kunst des Schönen. Eine neue Zeit, eine neue Kunst ist angebrochen, welche die Nüchternheit der alltäglichen Gegenstände durch die Kunst verschönert. Betrachten Sie sich die Fassade dieses Hauses, sie deutet erschöpfend die edle Harmonie des Innern an und es fällt eins ins andere.“

„Aber, hochverehrter Herr Schwiegervater, spreche ich an der Schwelle dieses Hauses meinen tiefempfundenen Dank aus, daß Sie nicht geögert haben, meine Kunst durch Ihre Mittel zu unterstützen! — Und nun treten ein!“

Vater und Tochter schritten langsam über die Schwelle.

„Ah!“ rief Louise. „Wie neu, wie eigenartig ist das alles, lieber Franz!“

„Oh,“ sprach der alte Drexler, „der Hausgang ist aber bei uns zu Hause nicht so verschwenderisch eingerichtet und ein Klavier habe ich in meinem ganzen Leben noch in keinem Hausgang stehen sehen.“

„Das ist kein Hausgang, lieber Schwiegervater, sondern eine Halle, die „Diele“ genannt; sie soll dem Besucher sofort die Behaglichkeit des Hauses zeigen. Hier werden wir unsere Hauskonzerte abhalten. Dort der Raum ist das Esszimmer und hier befindet sich das niedere, buchumstellte Lesezimmer mit seiner Holzdecke, der Ort der Sammlung und des geistigen Aufnehmens. — Nun, meine liebe Louise, was sagst du zu deinem Heim?“

„Ich vermag mich vor Staunen gar nicht zu fassen, das ist ja alles wunderbar!“

„Also das ist neumodische Kunst, das ist Sezessionsstil oder wie man die Geschichte nennt?“ bemerkte der Schwiegervater. „Grüne Möbel und ein blauer Teppich, ne, das ist toll!“

„Das ist Eigenart,“ entgegnete der Architekt fest.

„Und die schmale Treppe?“

„Die paßt zum Ganzen. Sehen Sie hier das Wohnzimmer an. Getäfelt an den Wänden und an der Decke. Weiße Stühle ohne prunkvollen Zierrat spielen mit dunklen Flächen ein ruhiges Spiel. Des Abends feierliche Stunden und die Heiligkeit der Einsamkeit soll hier empfunden werden, einem Vorhofe gleich, von dem man zur Ruhe, dort in das Schlafzimmer geht. Empfinden Sie die Raumpoesie?“

„Ne, aber die rote Tapete im Schlafzimmer tut meinen Augen weh.“

„Daran muß man sich allerdings erst gewöhnen. Ich nenne dieses Zimmer nicht Schlafzimmer, sondern „Raum der Ruhe“. Dieser Raum ist auch deshalb rot bemalt, weil er in dem Gefühl entstanden ist, den Zauber des Tages, der scheidenden Sonne in rubinroten Farben festzuhalten. Zwischen diesen roten Mauern soll nur eines wohnen: die Liebe!“

Franz blickte seine Braut an und die wurde rot, wie die Wand des „Raumes der Ruhe“.

„Etwas ist hier praktisch, nämlich das niedrige Bett,“ sprach der Schwiegervater gnädig, „da tut Ihr Euch nicht weh, wenn Ihr mal aus dem Bette fällt. — Wo geht es denn da hinaus?“

„Nach dem „Raum der Reinheit“, früher Badezimmer genannt, während gegenüber sich der „Raum der Lieblinge“ befindet, früher Kinderzimmer bezeichnet.“

„Oho, Ihr habt ja noch gar keine Lieblinge!“

Louise wandte sich fichernd ab und Franz sagte lächelnd: „Deshalb habe ich den „Raum der Lieblinge“ auch noch nicht mit Möbeln ausgestattet; alle anderen Räume aber sind vollständig eingerichtet.“

„Nun fällt mir aber etwas ein!“ rief plötzlich Drexler ganz erschrocken. „Du sagst, es wäre alles eingerichtet, wo kommen denn aber die vielen Hochzeitsgeschenke hin?“

„Hochzeitsgeschenke, Vazarsachen und unechte Luxusgegenstände aus Warenhäusern, — die passen nicht in dieses genau nach einem Stile erbaute und eingerichtete Haus!“ entgegnete der Architekt wegwerfend.

„Aber wir haben 55 Personen zur Hochzeit eingeladen und die schenken doch alle etwas und das müßt ihr annehmen und hier an den besten Plätzen unterbringen.“

„Unmöglich! Das würde ja alles, alles verderben!“

„Papa, Franz hat ganz recht,“ bestätigte die Braut. „Nimm doch Rücksicht auf die Kunst.“

„Recht hin, Kunst her, ihr dürft die Geschenke der Hochzeitsgäste nicht abweisen!“

„Hier herein kommt aber nichts!“ rief der Architekt erregt. „Sie hätten auch keine 55 Personen einladen sollen!“

„Bitte, ich gebe die Hochzeit und da kann ich es machen, wie ich es will!“

„Bitte, und ich habe diese „Villa der Blumen“ erbaut und kann darin machen, was ich will!“

„So? Hat man vergessen, daß die ganze Geschichte hier, die ich ziemlich verrückt finde, mit meinem Gelde geschaffen worden ist?“

„Aber Papa!“ flehte Louise erschrocken.

„Schweiael. Ich lasse mir nicht das Recht nehmen, in

einem Hause, das mit meinem Gelde erbaut ist, etwas zu sagen!“ Und ohne sich weiter umzublicken, schritt er mit böser Miene aus der schönen „Villa der Blumen“, wo die Braute am Leben und am Schaffen wohnen sollte.

Der Architekt hatte heftig erwidern wollen, doch die schöne Erinnerung des Vaters, daß er eigentlich nur ein armer Künstler sei, ließ ihn schweigen. Mit bleichen Wangen verließ auch er das Haus; Louise folgte ihm, ihr standen die Tränen in den Augen.

Franz verlor alle Lust an dem Bauwerk, er arbeitete nichts mehr dafür und so war an ein Einziehen in die „Villa der Blumen“ gleich nach der Hochzeit nicht zu denken, die Hochzeit aber sollte nicht aufgeschoben werden. Da kam der Architekt auf einen bösen Gedanken: er beschloß, die Villa mit Profit zu verkaufen und dem seiner Kunst so feindlichen Schwiegervater das ausgefetzte Kapital zurückzuerstatten. Später konnte er sich ja eine neue, schönere Villa erbauen. Er setzte also ein Inserat in die Zeitung.

Inzwischen rüdte der Tag der Hochzeit immer näher heran und schon zwei Tage vor dem Feste waren alle Hochzeitsgeschenke eingetroffen. Der Schwiegervater schickte sie alle mit spöttischem Lächeln in die neue Villa. Der Künstler eilte dann jedesmal wütend nach und stellte die ganze Herrlichkeit, Dugendwaren aus Bazaren u. s. w. in den noch nicht ausmöblierten „Raum der Lieblinge“. Dort waren der Fußboden und drei Tische mit dem Kram belegt und an den Wänden standen Bilder, Ofenschirme u. s. w.

Eben hatte Franz mit kolossaler Verachtung das letzte Geschenk, eine schlecht verfilberte Visitenkartenschale, auf den Tisch gestellt, als es klingelte und zwei ältere Personen, ein Ehepaar aus Amerika, die Villa zu besichtigen wünschte; sie hatten von dem Verkauf in der Zeitung gelesen. Der Architekt zeigte alle Räume und besonders die Dame war von allem sehr entzückt. Auch ihr Gemahl sprach sich sehr freundlich über das Meiste aus.

„Wissen Sie,“ sagte er, „wir wollen uns in Deutschland zur Ruhe setzen. 37 Jahre zurück sind wir nach Amerika ausgewandert und haben uns dort einiges Geld gemacht. Wir haben keine Kinder und ich sehe, Sie haben auch kein Kinderzimmer eingerichtet.“

„Einen Raum für die Lieblinge? Nein, doch ist ein solcher Raum vorgesehen, dort liegt er.“

„Und was ist jetzt in diesem Raum für die Lieblinge?“

Der Architekt dachte an die verhakten Hochzeitsgeschenke und ein teuflischer Gedanke wurde in ihm erweckt. Er nahm eine wichtige Miene an und sprach:

„Meine verehrten Herrschaften, diesen Raum wollte ich Ihnen zuletzt zeigen, denn er enthält das — Museum.“

„Ah, ein Museum ist auch in diesem Hause?“

„Ja, hier ist es!“ rief Franz und öffnete feierlich die Türe zum „Raum für die Lieblinge“. „Hier sehen Sie an einigen ausgewählten Gegenständen, wie die deutsche Kunst in den letzten fünfzig Jahren entstanden ist. Betrachten Sie sich diesen Teppich mit den großen Blumen. Solche Teppiche liebte man vor fünfzig Jahren; mit großen Kosten habe ich das seltene Stück auf einem alten Schlosse gekauft. Sehen Sie sich ferner dieses Porzellanfernis und hier diese Visitenkartenschale an.“

„O wahrhaftig!“ rief die Dame gerührt. „Sieh nur, Pitt, solch eine Visitenkartenschale haben wir als Geschenk erhalten, als wir heirateten. O, wie viele, viele Erinnerungen weckt dieses herrliche Museum in meinem Herzen!“ Sie weinte und auch dem alten Herrn traten die Tränen in die Augen.

„Mein Herr,“ sprach er zu Franz, „Sie haben ein schönes und modernes Haus gebaut; für uns Deutsch-Amerikaner aber ist das interessanteste dieses Museum, das alle Gegenstände enthält, die wir einstens liebten. — Was kostet das Haus, — aber mit dem Museum?“

„Zweimalhunderttausend Mark.“

„Hier meine Hand, die Villa ist unser! Kommen Sie mit, damit wir das Geschäft gleich abschließen.“ —

Als nach etwa drei Stunden Franz nach Hause kam und dem Schwiegervater von dem Verkauf der „Villa der Blumen“ Mitteilung machte, war dieser hoch beglückt — über den Profit von etwa fünfzigtausend Mark und rief:

„Fort mit der Villa! Und wenn die Hochzeitsgäste später nach ihren Geschenken fragen, so sagen wir, sie wären beim Umzug — verbrannt!“

„Ganz recht,“ stimmte der Architekt zu, „und das wahre Glück findet man auch nicht bei der großen verständnislosen Masse, sondern im Zauber des eigenen Heims.“

„So?“ brummte der Schwiegervater. „Wenn das deine moderne Kunstschauung ist, so kann ich dir sagen, daß ich diese Idee schon vor dreißig Jahren hatte.“

Es muß so sein.

Gelang es dir nicht, beim Ordensfest
Den kleinsten Orden zu kriegen.
So mußt du dich bis auf weiteres
Mit deinem „Hauskreuz“ begnügen!

Wau-Wau.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Ihr „Emmeken“.

Eine Urkundenfälschung, aus Eitelkeit begangen, führte die Witwe Anna Wehler auf die Anklagebank. Die Angeklagte hatte ein schlechtes Zeugnis ihrer Tochter verbessert, indem sie einfach forttrabte, was ihr nicht paßte, und hinzufügte, was ihr gut dünkte.

Richter: Lassen sie das Weinen! Was bewog Sie dazu, das Zeugnis Ihrer Tochter zu verändern?

Angell.: Ach, Herr Gerichtshof, hätt' ich's man nich jedhan! Hätt' id's nich jedhan! Aber de Mutterliebe, Sie, Herr Gerichtshof, können doch nich wissen, wat det heest, 'ne Wittwe sind, ne Tochter, ne eenzige Tochter ha'm un 'ne schlechte Zensur un —

Richter: Nun, nun, beruhigen sie sich nur. War so schlimm wird es ja nicht werden.

Angell.: Et is schonst schlimm jenuch, det id mir uf't Kriminal befunden. Ach, wat liebe id mein Emmeken. Sehn Se man, id bin seit drei Jahre nu schonst 'ne Wittve, denn so lange läßt mein sel'jer Mann det Meken. Et war 'n juter Mensch, aber 'n bischen duschig, un det hat mein Emmeken von ihm, aber det is ooch det eenzigste, wat se jeerbt hat. Id ernähre mir von dreckige Wäsche for die Leite. Wie nu mein Emmeken sechs Jahr war, da muhte se doch injeschult werden, un id hatte irade da 'n paar Dhaler jespant un frieje den Rappel, mein Emmeken in die Töchterchule anzumelden. Aber, Herr Gerichtshof, det ha't schon oft bereut.

Richter: Das war in ihren Verhältnissen freilich ein großer Reichtum.

Angell.: Nee, Herr Gerichtshof, det war Mutterliebe. Wat nu mein Emmeken war, die jing et nich jut in de Schule, se lernten ihr nicht, der Lehrer, et kann ooch sind, det mein Emmeken nicht von de Lehrer jelernt hat. Un ich jlobe, da war de Dämlichkeet schuld, die se von ihr'n Vater, wie jesaacht, jeerbt hatte. Een janjet halbet Jahr ha't Schulgeld bezahlt, aber for't neie Quartal, det war zu Johann, da konnte id et nich utstreiden. Nu ha't meine ganze Bekannte immer vorjeschwärmt, wat mein Emmeken allens in de Schule lernte un wat se for Fortschritte machte un wie de Lehrers ihr liebten un wat se for jute Zeichnisse hätte un jeberhaupt, wie helle mein Emmeken wäre. Un eenmal da polkte mir der Maurer Spiesse aus'nander, det's hier eene Stiftung jeben dhäte, wo se det Schulgeld for bejante Kinder von arme Leite bezahlten, id sollte man det letzte Zeichnis, det Geburtsattest un den Imsschein hinschicken oder hindragen, dann kriechte mein Emmeken det Schulgeld. Id besorchte nu den Imsschein un det Geburtsattest, un mit so'n schlechtem Zeichnis konnte id doch aber nich jehn, also ha't det eben ganz einfach 'n bißken vaändert.

Richter: Das war ein böser Betrug.

Angell.: Id hab mir jar nicht bei jedacht. O Konträlör, id wollte mein Emmeken wat Jutet dhun. Also id komme nu hin zu die Stiftung. Da liest sich een Herr det Zeichnis durch, kest mir an von oben bis unten, id muß ihm meine Wohnung sagen, un nu loofe id voller Freide zu Hause, denn id war nu janz sicher, det se det Schulgeld for mein Emmeken bezahlen werden, denn det Zeichnis war wirklich jut jeworden, allens ut, un in Bedragen hatte id sojar hineschrieben: sehr jut. Un det Geburtsattest un der Imsschein waren janz richtig. Daran hatte id ooch keen Fissel vaändert. Aber nee, statt dessen frieje id een jroket Schreiben aus Moabite un id muß raus un muß mir nu uf de Anklagebank rundrecken.

Richter: Sie haben sich einer Urkundenfälschung, eines Betrages schuldig emacht.

Angell.: Un Jotteswillen, id hab' mir ja wirklich nicht Schlimmet bei jedacht. Kasteln Sie mir man nich in, un Jotteswillen nich, wo soll id denn da mei Emmeken lassen, das arme Wurm is ja ohne mir janz alleene uf sich anjewiesen.

Die Angeklagte wird sehr milde verurteilt, und zwar zu einer Geldstrafe von 15 Mark oder 3 Tage Haft.

Angell.: Ich Jotteken, wenigstens stecken Se mir nich in't Loch. Aber funfzehn Meter sin ja ooch for 'ne Waschfrau nich zu knapp, wo doch det Geburtsattest un der Imsschein janz richtig jewesen sind.

WITZ HUMOR

„Der kluge Karo“.

In einer Jagdgesellschaft werden u. a. die Tugenden der Hunde besprochen. „Was mein Karo leistet bringt kein zweiter fertig“, hebt nun ein älterer Herr hervor, der sich bisher schweigend an der Diskussion beteiligt. „Er apportiert mir nämlich eine glühende Kohle“. — „Dies möchte man doch bezweifeln“, schallt es ringsum. Die Kohle wird herbeigeschafft und Karo schreitet auf Befehl seines Herrn selbstbewußt darauf zu, lösch die selbe auf „natürliche“ Weise, und bringt sie unter großem Beifall aller Anwesenden seinem Gebieter.

Scharfer Logiker.

A.: „Der Baron leistet sich jetzt alle Tage ein Schock Oberkrebse.“

B.: „Kein Wunder, daß es dann mit ihm rückwärts geht!“

Konservativ.

„Was haben Sie denn da auf dem kleinen Tischchen liegen?“

„Ach das sind Manuskripte, die mir leider die Redaktion wieder zurückgeschickt hat. Alle Kinder meiner Muse sind bis jetzt wieder zu mir zurückgekommen!“

„Vielleicht sind sie noch nicht selbstständig genug!“

Unüberlegt.

„Wissen's, wenn Sie die neue Wasserleitung legen, machen Sie die Rohre nur halb so dünn wie die alten; sonst brauchen die Mieter wieder zuviel Wasser!“

Auch ein Kongreß.

Frau Schinder: „Aber Marie, was soll denn der viele Besuch in der Küche?“

Marie: „Das sind die früheren Dienstmädchen der gnädigen Frau. Wir haben eben einen Verein ehemaliger Schinderscher Dienstmädchen aus dem Jahre 1903 gegründet.“

Ein Viedermann.

Straßenräuber (die Brieftasche durchkramend, die er einem Touristen abgenommen hat): Vier Mahnbriefe vom Schneider — na wissen Sie, den hätten Sie auch längst bezahlen können!

Beitgemäß.

„Was ist denn der Herr Schulze?“

„Graphologe für Schreibmaschinenchrift.“

Zukunftsbild.

„Was ist denn das für eine Furch, Herr Simmen, die Ihr Junge auf der Wacke hat?“

„'n Muttermal, meine Frau stand als Studentin zweimal auf der Mensur.“

Die eckige Tante.

„Denke Dir, Arthur, gestern hat mich solch 'n Autler überfahren!“

„Dat er dabei Löcher in die Pneumatikreifen bekommen; Tante?“

Zu viel verlangt.

Münchener Schweinemehger: „Mit de Fleischpreis solln ma runtergeh', als wann mir schuld dro waarn, daß d' Sau billiger wor'n san!“

Unsere Kleinen.

„Mama, der Pudding war schlecht. Ich hab' Leibweh!“

„Da hast Du wahrscheinlich wieder zu viel gegessen davon.“

„Ach Mama, immer dieselbe Ausrede!“

Humor des Auslandes.

Weshalb haben Sie Ihre Köchin weggeschickt?

Was meinen Sie — die hat verlangt, ich soll ihr einen Schuppen bauen lassen für ihr Automobil.

Auf dem Ball.

A.: „Sieh mal, wie sich alle um den Kontmerzienrath drängen! Das reine goldene Kalb.“

B.: „O, ich hätte ihn für älter gehalten!“

Mütterlicher Rath.

Tochter: „Mama, ich glaube, Herr Reumann wird mir heut Abend einen Antrag machen.“

Mutter: „Ich hoffe auch, er ist in jeder Weise eine gute Parthie.“

Tochter: „Was meinst Du, Mama, soll ich nicht zuerst ein bißchen kühl und zurückhaltend sein?“

Mutter: „Liebes Kind, ich würde an Deiner Stelle nicht so gefährliche Experimente machen.“

Walters.
Junger Komponist: „Der Doktor Wüller beschäftigt sich jetzt mit Quellenforschung.“

Herr: „Schreibt er an einem Geschichtswerke oder — einer Kritik über Ihre jüngste Oper?“

Moderne Kinder.

Besuch (zum Töchterlein des Hauses): „Du bist schon dreizehn Jahre? Das sieht man Dir aber gar nicht an!“

„Nicht wahr, ich habe mich gut konserviert?“

Macht der Gewohnheit.

Redakteur: „Ich bin doch schrecklich zerstreut! Mach' ich da für meine Liebste ein lyrisches Gedicht, lei' es noch einmal durch und — werf' es dann in den Papierkorb!“ (H. W.)

Degradirt!

„Nun, Herr Leutnant, wie fühlen Sie sich denn mit den neuen Achselstücken?“

„Gemein! Komme mir vor, als hätte ich Medizin studirt!“

Nobel.

Gläubiger (ärgertlich): „Ein Paar Stiefel habe ich bereits zerrissen, so oft komme ich schon mit der Rechnung zu Ihnen!“

Schuldner: „Schreiben Sie l' doch mit auf die Rechnung!“

Verbotene Schriftstellerei.

„Unsere neue Uniform gefällt mir aber, offen gestanden, gar nicht!“

Schreiben iSe doch was darüber, — da sind Sie sie gleich los!“

In Dmäh.

Der Familienvater: „Du, Moritz, getauft bist du — Cohn heißt du — werd' mer bloß kein Erzbischof!“

Humor in der Schule.

Aus Aufzählungen: „Das Schaf erfreut uns auch nach dem Tode noch durch den lieblichen Klang seiner Gedärme.“

„Früher sind die Leute in hohem Alter gestorben, denn mit der ärztlichen Kunst war es noch nicht weit her.“

„Waisfische zeichnen sich durch ihr unhandliches Format aus.“

„Lessings Gram über den Tod seiner Frau war so tief, daß er überhaupt erst nach Italien gehen mußte, um die Wunden zu heilen, die ihm seine Frau geschlagen hatte.“

Großmüthig.

„Wann darf ich auf Bezahlung hoffen, Herr Baron?“

„Jimmer, mein Lieber!“

Ausrede.

„Erinnern Sie sich noch, Herr Doktor, vor einem halben Jahr sagten Sie mir, wenn ich Sie nicht anhörte, würden Sie sich ins Meer stürzen, wo es am tiefsten ist! Zu meiner Freude sind Sie aber noch heute frisch und gesund!“

„Ja, glauben Sie denn, daß die tiefste Stelle des Meeres so leicht aufzufinden ist?“

Unterschied.

„... Gest, Vater, Diskretion und Schweigen ist ein und dasselbe?“

„O nein! Schweigen ist Gold, Diskretion nur Ehrensache!“

Der Nimbus vollkommen zerstört!

„Sehen Sie diese herrliche Kathedrale! Wie wunderbar die. Der Baul! Welch unendlich erhabenen Eindruck könnte sie auch auf mich noch immer machen, wenn sie nicht ein so düstere Erinnerung daran knüpfen würde.“

„Und die ist?“

„Ich würde darin getraut!!!“

Aus den „Tit-Bits“.

Ihr Geburtstagsgeschenk.

„Morgen, Maggie, ist Dein Geburtstag, und da möchte ich Dir ein passendes Geschenk machen. Was soll es sein?“

„Was Dein gutes Herz mir zu geben beliebt, nehme ich mit Dank an.“

(Am Geburtstagmorgen.) „Magie, Du weißt, mein Engel, wie Dein Rücken immer schmerzt, wenn Du mir abends die Stiefel anziehst, nicht wahr? Das kann ich nicht länger ertragen, mein Kind! Sieh', ich habe Dir einen reizenden Stiefelwech gekauft, den ich von jetzt an gebrauchen werde.“

Besucher: „Was machst Du da, mein liebes Kind?“

Kleines Mädchen: „Ich boniehe die Blumen auf Mamas Hut. Sie sehen so furchtbar trocken aus.“

Zugut: „Hast Du die 2 Pfd. St., welche ich Dir vorgestern lieh?“

Hartbedrängt: „Ganz nicht, alter Junge, aber was ich noch übrig habe, genügt noch für einige Tage. Reizend von Dir, daß Du Dich danach erkundigt hast!“

„Ich weiß nicht, was ich mit meinem Johnny anfangen soll, damit er die Medizin nimmt, Sage ich ihm, was es ist, nimmt

er sie nicht und sage ich es ihm nicht, nimmt er sie erst recht nicht.“

„Nichts einfacher als das, Frau Nachbarin. Stellen Sie die Medizin auf den Tisch und schärfen ihm ein, daß er ja nicht be- geht. Dann macht er sich ganz von selber darüber her.“

„Feldwebel, schreiben Sie auf: drei Tage Arrest für den Gemeinen Dobbs wegen nachlässiger Haltung bei der Parade- aufstellung! Mit Wasser und Brot will ich den Kerl schon firre kriegen!“

„Verzeihung, Herr Hauptmann, aber das nützt bei dem Dobbs nichts. Der ist Vegetarianer!“

„Was! Dann sperren Sie den Kerl bei Bouillon und Dees- steak ein!“

Eine Entschuldigung. „Über bestes Fräulein K., wie konnten Sie nur glauben, daß ich in Gesellschaft ausgesprochen hätte, Sie wären dumm! Gerade das Gegenteil, ich war stets der einzigste, der das nicht sagte.“

Freundliches Bedenken. Wirt: „Sie, lassen Sie sich was sagen, Sie werden mir von Tag zu Tag mehr schuldig; von morgen an schreibe ich Ihnen nichts mehr auf!“ — Gast: „So? Mir ist das einerlei; aber werden Sie sich denn meine Beche auch merken können?“

Mephistos Rache.

Der Charakterspieler und die jugendliche Liebhaberin einer Provinzialbühne hatten sich heftig gezankt. Drei Tage später traten sie sich als Mephisto und Gretchen im „Faust“ gegenüber. Eben hatte Magarete den Schrank geöffnet, da fand sie mit einem weit über die Absicht des Dichters hinausgehenden Jubelschrei das verborgene Kästchen. Dasselbe besaß nämlich einen unge- wöhnlichen Umfang, weshalb sie darin irgend eine zarte Auf- merksamkeit eines neuen Verehrers vermutete. Höchst natürlich klang daher der A. ruf; „Es ist wunderbar! Was mag wohl drinnen sein? Ja denke wohl, ich mach' es auf.“ Auch der folgende Vers: „Was ist das? Gott im Himmel! Schau“, gab einer großen, aber nicht mehr so freudigen Ueberraschung Ausdruck, denn es lächelte ihr oben auf dem Schilde nur das Bildnis des Mephisto höhnisch entgegen. Verstimmt schob sie es beiseite. Schon während der letzten Verse aber war aus dem geöffneten Kästchen ein unheimliches Schnurren und Brummen gedrungen, und kaum hatte Gretchen dasselbe vor den Spiegel gewandt und sich zu schmücken angefangen, so ertönte plötzlich die Melodie des: „O, du lieber Augustin, Augustin, Augustin!“ Maßloses Entsetzen ließ die Arme zuerst erstarren. Dann schlug Mephistos Opfer rasch den Deckel des Kastens zu und suchte mit zitternder Stimme den Monolog wieder aufzunehmen, aber um- sonst. Unerquicklich quillte die Dose ihren lieben „Augustin“ dazwischen, und als sie nach einer Pause sogar noch anfang, „Mäde, ruck, ruck an meine grüne Seite“, da gab's kein Halten mehr. Ein brausendes Gelächter erhob sich vor und hinter der Bühne, der oberste Rang begann die Melodie mitzujohlen, und über das ohnmächtige Gretchen sank langsam der Vorhang hernieder.

Moderne Dienstboten. „Zette“, fragt die Hausfrau ihr Dienstmädchen, „hast Du morgen Deinen Sonntag?“ — „J, haben Sie das schon vergessen“, lacht Zette, „der vorige war mein Sonntag und morgen ist Ihr Sonntag, gnädige Frau!“

Tustiges von unseren Kleinen.

Lehrer: „Wie heißt die Mehrzahl von „das Kind?“ Schüler (ohne sich zu besinnen): „Zwillinge!“

Ein kleiner Schlanberger. Herr Schulze ist entrüstet über das Essen, das die neue Köchin auf den Tisch setzt und sagt: „Das kommt davon, wenn Frauen nichts verstehen. Wozu habe ich geheiratet?“ — „Papa“ läßt sich sein kaum siebenjähriger Spröß- ling vom unteren Ende des Tisches vernehmen, „ich werde nimmer heiraten, ich esse mit meinen Kindern im Restaurant.“

Naturgeschichtliches. Vater: „Seid Ihr in der Schule schon über die Insekten unterrichtet? Weißt Du was ein Käfer ist?“ — Karlchen: „In der Schule nicht, aber was ein Käfer ist, weiß ich; Onkel Leutnant sagte zum Inspektor: die Vina sei ein sehr netter Käfer.“



Nr. 35.

(2. Beilage)

Donnerstag, den 11. Februar

1904

Unser Einziger.

Roman von Th. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Sedels durchmaß einige Male aufgeregt das Zimmer.

„Ehe ich Ihnen hierauf antworte, verlange ich zu wissen, wer diese kühne Behauptung, ich sei mit Lotte Reuter verlobt gewesen, aufgestellt hat? Etwa Fräulein Reuter selbst?“

„Wie ich Ihnen bereits sagte, habe ich mit Lotte Reuter gar nicht mehr gesprochen. Solche heimliche Dinge pflegen junge Damen einem Herrn doch nicht zu erzählen. Sie selbst haben vor kurzem inter pocula von Lotte Reuter gesprochen und dabei erwähnt, daß sie ihr mit Erfolg den Hof gemacht hätten. Das heißt doch mit anderen Worten: „Ich wurde von der jungen Dame erhört.“

Sedels war eingebildet und eitel; mit seinen „Erfolgen“ bei Damen brüstete er sich anderen Männern gegenüber gern. Er war der festen Ueberzeugung, daß von Gleichen Absichten auf die Hand des schönen Mädchens hatte; wie würde er sonst so warm Partei für Lotte nehmen?

„Und wenn ich nun zugebe, heimlich mit Lotte Reuter verlobt gewesen zu sein; ist das etwa eine Schande für die Dame?“ sagte er spöttisch lächelnd. „Du lieber Gott, solch kleines Teufelsmischelschen hat doch jeder Mann einmal. Wie viele Küsse und Schwüre werden täglich von verliebten Leuten beiderlei Geschlechts ausgetauscht, ohne daß solche Dinge zuletzt von einem Standesbeamten mit dem Ehezeugnisse sanktioniert werden. Hätte Fräulein Reuter Vermögen gehabt, so hätte ich sie gewiß nicht sitzen lassen, das habe ich ihr ehlich geschrieben. Leider erfuhr ich erst zu spät, daß der Konsul Reuter große Verluste am Vermögen gelitten hatte, sonst hätte ich die Liebschaft nicht angefangen.“

„Es freut mich, daß Sie das Verhältnis zugeben. Wie Sie über derartige Versprechen denken, geht mich nichts an. Der Ausgang der Sache scheint Ihnen ja egal zu sein — manchem Herrn kommt es auf ein gebrochenes Frauenherz mehr oder weniger nicht an.“

„Erlauben Sie mal, mir ist die Sache aber nicht egal. Ich wünsche durchaus nicht, daß diese kleine Liebschaft mit Lotte Reuter in die Öffentlichkeit kommt und mit üblicher dramatischer Vices, in Verbindung mit der „Halsbandgeschichte“, zu einer Skandalaffaire aufgebauscht wird. Ich bin als Architekt auch Geschäftsmann. Würde diese an und für sich harmlose Geschichte so dargestellt, als hätte man in mir sich eines modernen Don Juans und skrupellosen Schürzenjägers zu versehen, so würden mir diejenigen besseren Bürgerfreunde der Stadt verschlossen bleiben, die sich jetzt in Bauangelegenheiten bei mir Rath holen und mein Geschäft unterstützen. Außerdem stehe ich im Begriff, mich mit einer angesehenen Dame aus der hiesigen Gesellschaft öffentlich zu verloben. Auch aus diesem Grunde wünsche ich nicht, daß aus der harmlosen Sache ein breiter Stadtklatz sich entwickelt, denn derselbe würde mir unter allen Umständen sehr schaden.“

Herr von Gleichen warf einen verächtlichen Blick auf diesen modernen „Industrieritter“ — so nannte ihn kürzlich bereits ein Herr in seiner Gegenwart. Erst komme ich, der moderne Herren-Mensch, das schien dieses Mannes Grundsatz zu sein. Was aus dem Opfer seines Leichtsinns und seiner Treulosigkeit geworden war, das kümmerte ihn nicht.

„Seien Sie ohne Sorge, es liegt auch im Interesse der Familie Reuter, daß der Schleier über dem kurzen Traum von Liebe und Glück der Tochter dieser Familie nicht gelüftet wird. Ihr Name soll, soweit ich das verhindern kann, morgen bei der Gerichtsverhandlung nicht genannt werden. — Empfehle mich!“

Herr von Gleichen schritt hastig hinaus. Draußen spuckte er verächtlich aus.

„Wui Teufel, welch niedriger Charakter Auch einer von der Sorte Menschen, die das Wort „Gewissen“ nur dem Namen nach kennen.“

Er eilte zu dem Staatsanwalt, der die Anklage gegen Lotte Reuter erhoben und sie morgen in der Verhandlung zu vertreten hatte.

12.

In dem großen Flur des Justizgebäudes herrscht heute in der 10 Morgenstunde ein reges Durcheinander kommender Menschen, obschon durchaus kein hochinteressanter „Fall“ in einem der Gerichtssäle abzuurtheilen ist. Es stehen eine Reihe „kleiner Sachen“ auf der Terminliste der Strafkammer; das Schwurgericht, das die schwereren Delikte abzuurtheilen hat und daher eine größere Zugkraft auf das Publikum ausübt, hat erst vor kurzem bereits seine Sitzungen geschlossen. Trotzdem schieben sich immer mehr Menschen in den Wartesaal, je näher die zehnte Stunde heranrückt. Wer die Menschen nach ihrer Kleidung und ihren Manieren zu schätzen versteht, der findet, daß heute unter den Zuschauern der Handelsstand stark vertreten ist. Und in der That, der eine „Fall“, der heute zur Verhandlung steht, hat für diesen Stand auch ein besonderes Interesse. Zum ersten Male seit Jahren wieder sollen die Richter über eine jener „Syänen der Großbazare“ ein Urtheil fällen, die, ohne aus Noth zu handeln und arm zu sein, mir aus „frankloser Neigung“ zu Diebinnen werden.

„Mephtomanie“ nennt man bekanntlich diese Art Neigung. Die griechische Abstammung des Wortes läßt vermuten, daß das Wort von einem Arzt herrührt und daß wohl gleichzeitig damit angedeutet werden sollen: Die „Patienten“ dieser „Stehlsucht“ seien besser dem Irrenarzte vorzuführen, als dem Strafrichter. Doch die moderne Gesetzgebung läßt solche feine psychologische Unterscheidungen, wie die zwischen einem Mephtomonen und einem gewöhnlichen Diebe nicht zu, sie hält sich lediglich an die „That“, die in solchem Falle immer eine dolose Handlung in sich schließt.

Die Thür zum großen Sitzungssaale wird plötzlich vom Bedienten geöffnet. In Ru sind die Bänke des Saales von den Zuschauern gefüllt. Es ist kein Auditorium, das sich, wie es sonst meist der Fall ist, aus den unteren Klassen des Volkes oder excentrischen Damen und modernen Pflasterrettern zusammensetzt, sondern auf es paßt, mit wenigen Ausnahmen — diese sind die bekannten Kriminalstudenten — entschieden der Ausdruck „gewählt“. Man sieht hier heute viele Damen, vorwiegend aus den „besseren Ständen“ vom besten niedlichen Vadsch bis zur alten Jungfer im kanonischen Alter.

Die Angeklagte, Charlotte Müller, ist eine arme Arbeiterin, die durch den Verfall ihrer Gesundheit und durch die Verurteilung ihrer Mutter zu einer Straftat gezwungen wurde, indem sie in den Alten Häusern oder leise Zwiesprache miteinander hatten.

Der Bebell öffnet eine zweite Thür und ruft durch dieselbe: „In Sachen contra verheiratete Hoffmann, geborene Müller.“ Es ist eine ärmlich gekleidete Arbeiterin die gleich darauf mit niedergeschlagenen Blick zögernd über die Schwelle tritt und vom Bedellen vorn auf die erste Bank verwiesen wird.

Die Sache liegt bei der „verheirateten Hoffmann“ außerordentlich einfach. Die Angeklagte bezieht sich des „Einbruchs in die Wohnung ihres Hauswirths und Aurnachbars“ mittels falschen Schlüssels und der Entwendung eines halben Brotes und mehrerer Scheite Holzes.

Die Frau, deren verhärmtes Antlitz mehr Menschenleid und Menschenelend erzählt, als mancher Bolosche Roman, leugnet nicht. Sie schildert auf die Frage des Präsidenten was sie zu dem „Diebstahl mittels Einbruchs“ veranlaßt hätte, in schlichten Worten ihre Noth. Der Mann ist seit Monaten ohne Arbeit; er liegt schwer krank darnieder, vier kleine Kinder jammern nach Brot. Für Heizung und Licht ist kein Pfennig mehr vorhanden. Die Kleinen hungern und frieren entsetzlich. Da packt wilde Verzweiflung das arme Weib und in dieser wird sie — zur Diebin. Auf dem Flur wohnt ein nicht unermöglicher Junggeselle, der Hauswirth, ein schmuggiger Geizhals, der die Speisereste lieber verderben läßt, als daß er sie der armen Arbeiterfamilie gibt. In ihre Noth öffnet die Frau in dessen Abwesenheit mit einem von ihren Schlüsseln die fremde Wohnung und nimmt ein schon altes und etwas schimmlich gewordenes halbes Brot und einige Scheite Holz an sich. Mit dem Holze macht sie im Ofen Feuer und kocht darauf den Kindern eine Brothsuppe.

Das ist kurz der Hergang der Straftat. „Ich wollte nicht stehlen, sondern dem hartherzigen Menschen sagen, daß ich mir aus seiner Küche die Sachen deshalb geholt hätte, weil ich mir in meiner Noth nicht anders hätte helfen können; er solle später alles von mir wieder erhalten“, so schließt sie unter Thränen.

Wie die Verhandlung ergab, war der Geizhals unbemerkt zu Hause gekommen, hatte beim Eintritt in seine Wohnung sofort das Fehlen des Brotes und des Holzes bemerkt und darauf Lärm geschlagen.

Ein Gutmuthel des Unwillens erhebt sich als der alte Geizhals als Zeuge gegen das arme Weib vor die Schranken tritt und man aus dem Munde der schamhaft zu Boden blickenden Frau erfährt, weshalb der Mensch so gehässig gegen sie vorgegangen ist.

Nach dem Gesetze ist das unglückliche Weib schuldig; aber selbst der Staatsanwalt empfiehlt sie der Milde der Richter, die sie denn auch zu der niedrigsten Strafe von drei Tagen Gefängnis verurtheilen, von ihrer Noth aber so gerührt sind, daß der Präsident eine Geldsammlung unter dem Richterkollegium für sie veranstaltet, die so reichlich ausfällt, daß aus dem Zuhörer-raum laute Beifallskundgebungen erschallen und verschiedene der Herren und Damen auch ihrerseits sich an der Sammlung in der Weise betheiligten, daß sie der Frau beim Verlassen des Gerichts, saates ihre Borsen zuwarfen.

„Das ist ein böser Vorläufer für unsern Fall“, raunt der eine der Bertheidiger, ein älterer Herr, seinem jüngeren Kollegen einem zur Beschäftigung überwiesenen Referendar zu. „Hier ist das aus Noth zur Diebin werdende arme Weib des Arbeiters und in dem nun folgenden Falle die aus weiblicher Eitelkeit, kindlichem Trost und wahnsinniger Eifersucht zur Vabendiebin herabgefunkenen Tochter vermöglicher und angesehener Eltern. Ich fürchte, die Reuter wird nicht allein verurtheilt, sondern es werden ihr auch keine mildernde Umstände zugebilligt werden. Schlechter konnte es unsere junge Klientin nicht treffen.“

„In Sachen kontra die unverheiratete Charlotte Reuter!“ ruft der Bebell abermals in den kleinen Wartesaal hinein.

Im Nu ist die weiche oder rührselige ernste Stimmung im Richterkollegium und im Zuschauer-raum von den Gesichtern verschwunden. Aller Augen richten sich neugierig auf die Seitenthür, durch die Frau Amalie, ihre Tochter am Arm führend, langsam eintritt. Beide tragen Trauerkleider und sind tief verschleiert.

Der Bebell weist die Mutter auf die Zeugenbank, Lotte aber vorn auf die Anklagebank.

„Ich bitte, mich neben meine Tochter setzen zu dürfen“, wendet sich Frau Amalie leise an den Präsidenten; sie ist von ihrer Krankheit noch nicht völlig wieder hergestellt.“

Der Präsident wechselte leise einige Worte mit dem Staatsanwalt und winkt ihr darauf zu, sich neben ihre Tochter zu setzen. Inzwischen haben hinter den beiden Frauen die Zeugen Platz genommen: Kauer, sein Gehülfe, der Polizeikommissar, der die ersten Erhebungen in der Diebstahlsangelegenheit machte, und D. Gleichen.

Der Präsident beginnt mit den üblichen Fragen nach Namen,

„Namen, Vornamen des Angeklagten und des Zeugen“, so folgt die Vernehmung der letzteren auch an diese schließt sich die Vernehmung der Angeklagten durch den Staatsanwalt. Die Zeugen, außer dem Staatsanwalt, entfernen sich wieder aus dem Sitzungssaal und das Verhör nimmt seinen Anfang.

Der junge Gehülfe Kauer, der zuerst vernommen wird, schildert kurz die Vorgänge bei und nach der That, wie sie sich an dem Herbstabend im Laden seines Prinzipals abspielten.

„War die Angeklagte, als sie das Etui in der Tasche ihres Mantels heimlich verschwinden ließ, aufgeregt“, fragt der Präsident.

„Soweit ich es von meinem Verstand aus beobachten konnte, schien es mir so“, antwortete Wertens.

„Wie erklären Sie sich diese Aufregung?“

„Ich erkläre sie mir so, daß Fräulein Reuter sehr enttäuscht war, als die Mutter ihr die Witte, den Schmuck zu kaufen, abschlug. Sie konnte offenbar sich nicht von dem Halsband trennen, sondern behielt das Etui mit demselben noch eine Weile in der Hand und schien ganz in dem Anblick des Schmuckes versunken.“

„Und wie geschah das Einstechen des Etuis? Sah sich die Angeklagte nach allen Seiten scheu um, oder ließ sonst ihre Haltung vermuthen, daß sie sich mit der Absicht trug, den Schmuck zu entwenden.“

„Nein, das habe ich nicht beobachten. Im Gegentheil, sie ließ wie in völliger Gedankenlosigkeit die Hand zweimal mit dem Schmuck fassen, ehe sie das Etui in die Tasche steckte. Ich eilte hinaus zu meinem Chef und theilte ihm meine Wahrnehmungen mit, worauf ich mit ihm auf meinen Ausgudposten zurückkehrte. Von hieraus eilte ich sodann zum nahen Polizeibureau. Als ich mit einem Polizeibeamten von dort zurückkam, schloß sich in der Hausthür mein Chef uns an und wir drei betraten sogleich den Rassenabtheil, in den die Frau Konsul mit ihrer Tochter kurz vorher eingetreten war.“

„Die Angeklagte soll beim Erschauen des Polizeikommissars und Ihres Prinzipals jäh erschrocken sein und sich wie hilflos, schen an ihre Mutter angeklammert haben. Ist Ihnen dieses Erschrecken an der Angeklagten aufgefallen?“

„Nein, denn ich war der Letzte, der eintrat.“

„Haben Sie die Angeklagte schon einmal vorher in Ihrem Laden bedient?“

„Nein, ich erinnere mich nicht.“

„Ist die Frau Konsul mit ihrer Tochter später noch einmal im Laden Ihres Prinzipals gewesen?“

„Ja wohl.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Sie wünschte den Chef zu sprechen. Da dieser aber verreist war, so entfernte sie sich bald wieder.“

„Hat jemand aus der Familie des Konsuls Reuter Sie dahin zu beeinflussen gesucht, günstig für die Angeklagte auszusagen?“

„Nein, niemand.“

„Haben Sie sich mit der Frau Konsul oder deren Tochter bei diesem zweiten Besuch über die That unterhalten?“

„Ja, doch nur mit der Frau Konsul und nur mit wenigen Sätzen. Die Frau Konsul drückte mir ihr Bedauern und Befremden darüber aus, daß mein Prinzipal ihre Tochter für eine gewöhnliche Diebin gehalten und sie der Polizei denunciirt hätte.“

Wertens konnte zurücktreten.

Der Polizeikommissar, der hierauf als Zeuge auftrat, wiederholte nur Bekanntes. Aus seiner Aussage hob sich nur der eine Umstand, das jähe Erschrecken der Angeklagten bei seinem Eintritt in den Rassenabtheil, als belastend hervor.

Dieses Erschrecken der jugendlichen Delinquentin bildete denn auch den Hauptstützpunkt der Anklage. Wer bei einem Vergehen erfaßt wird, und erschrickt, der ist doch gewiß schuldig; das ist eine alte Erfahrung. In diesem Falle, in dem es sich darum handelte, ob die That von Lotte Reuter bewußt oder unbewußt vollführt ward, zeugte es sehr gegen die Angeklagte.

Kauer, der als dritter Zeuge vor die Schranken trat, schilderte zunächst kurz seine Freude über die endliche Ergreifung einer „Diebin“ in seinem Laden. Er sei in den letzten Jahren oft bestohlen worden und dadurch sehr aufgebracht gewesen. Als es nun endlich gelang, eine dieser Diebinnen zu erwischen, da sei er sehr aufgeregt geworden. Ohne sich nach den Namen der beiden Damen zu erkundigen, habe er sofort zur Polizei gefahndet mit der bestimmten Absicht, die Bestrafung jener zu fordern. Zu seinem großen Erstaunen habe er sodann bei der Feststellung der Persönlichkeiten der Damen erfahren müssen, daß diese die Frau und die Tochter seines früheren Freundes Georg Reuter waren, der nicht allein ein angesehener und vermöglicher Mann geworden war, sondern auch ein Ehrenamt bekleidete. Beide Damen hätten auf ihn einen sehr günstigen Eindruck gemacht, daß sich ihm sofort die Veranlassung aufdrängte: „Hier müssen bei Verübung solcher That besondere Umstände mitgewirkt haben.“ Ich hatte richtig vermußt“, erzählte Kauer weiter, „denn bald darauf, er-

Ich sah, daß sich die Tochter meines früheren Freundes in der Zeit, in der sie den Schanzen beinahe an sich nahm, nicht im Besitz ihrer vollen Geisteskräfte befunden hatte. Einige Tage nach der That brach sie nämlich auf einem Spaziergange bewußtlos zusammen und erkrankte darauf an einer schweren Gehirnerkrankung. Ich kann heute nicht umhin, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß ich mich in der Erregung hinstellen ließ, die Damen bei der Polizei wegen des vermeintlichen Diebstahls anzuzeigen“, schloß Rauer seine Aussage.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bakterien im Haushalt des Menschen.

Von Dr. med. A. Heilborn.

Der Freiburger Bakteriologe Schottelius veröffentlichte vor einiger Zeit Untersuchungen über die Bedeutung der Bakterien für die Ernährung, die angetan sind, das Interesse weitester Kreise zu erregen. Es ist seit langem bekannt, daß sich in unserem Verdauungsstraktus fast regelmäßig eine Reihe Bakterien finden, über deren Wesen und Bedeutung man nichts anderes wußte, als daß sie harmlos, unschädlich sind. Diese Bakterien verwandte nun Schottelius zu seinen Experimenten und war in folgender Weise: Soeben ausgeschlüpfte Hühnchen wurden „keimfrei“ ernährt, d. h. mit einem Futter, das von allen Bakterien befreit war, und in einem eigens konstruierten gleichfalls keimfreien Käfig gesperrt. Trotz ausgesprochener Freiluft und guter Verdauung wuchsen die Hühnchen aber nicht nur nicht, sondern nahmen ständig an Körpergewicht und Kräften ab. Nach etwa einer Woche wurde ein Teil der Versuchshühnchen aus dem Käfig genommen und hinfort mit gewöhnlichem Hühnerhoffutter, das reichlich Bakterien enthielt, weiter ernährt. Sie erholten sich überraschend schnell, die vorher struppigen Federn wurden blank und glatt, die Bewegungen kräftiger, ruhiger und sicherer, und in kurzer Zeit erreichten die Tiere die Größe und das Aussehen gleichaltriger im Hühnerhof frei erzogener Küken. Die anderen noch weiter keimfrei ernährten Hühnchen aber starben in wenigen Tagen an Entkräftung. Die Versuche bewiesen also klar, daß zu gedeihlicher Entwicklung gewisse Bakterien in der Nahrung unerlässlich seien. Zu ganz ähnlichen Resultaten war übrigens vorher schon Metschnikoff gelangt, der seine Versuche an Kaulquappen (Froschlurven) angestellt hatte.

Wir sind gewöhnt, in den Bakterien unsere ärgsten Feinde zu sehen, und diese Anschauung hat insofern eine gewisse Berechtigung, als wir die Bakterien zunächst als Krankheits-erreger kennen gelernt haben, und die von Bakterien erzeugten Krankheiten, die sogenannten Infektionskrankheiten (wie Tuberkulose, Typhus, Diphtherie, Strebs u. s. f.), zu den verheerendsten gehören. Wenn wir aber vorurteilslos die Rolle betrachten, welche die Bakterien im Haushalt der Natur und des Menschen spielen, so müssen wir unsere Ansicht doch wesentlich modifizieren. Die Bakterien sind Mikroorganismen („Kleinlebewesen“), die zur Gruppe der niederen Pilze gehören. Hier werden sie als Spaltpilze von den Schimmel- und Sproßpilzen unterschieden. Schon Leuwenhoeck (1675) hatte mit seinem verbesserten Mikroskop in gährenden oder faulenden Aufgüssen das Vorkommen solcher niederen Pilze nachgewiesen, aber geglaubt, diese Kleinlebewesen entstünden durch „Urzeugung“ in der gährenden oder faulenden Masse. Erst Pasteur hat zweihundert Jahre später den Beweis erbracht, daß umgekehrt durch Bakterien und andere niedere Pilze Gärung und Fäulnis entsteht, daß ohne ihre Tätigkeit die Oberfläche unserer Erde bald so völlig mit den Ueberresten gestorbener Tiere und Pflanzen bedeckt wäre, Luft und Wasser so verpestet wären, daß weder Mensch noch Tier und Pflanze weiter darauf leben könnte. Mit anderen Worten: Die Bakterien führen die durch den Tod der Individuen abgeschiedenen Stoffe, wie namentlich Kohlensäure und Stickstoff, zum Nutzen der Lebenden wieder in den Kreislauf des Daseins zurück. Das ist ihre vornehmlichste Aufgabe. Einzelne freilich sind entartet und dieser Aufgabe untreu geworden; sie begnügen sich nicht mehr mit dem toten Körper, sondern bringen in den lebenden ein und ruhen hier Zersetzungsprozesse hervor, die schließlich zum Tode führen können. Gleichwohl überwiegt aber der Nutzen der niederen Pilze den von ihnen verursachten Schaden bedeutend.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Schimmel- und Sproßpilze. Schimmelpilze sind von ihrem weißlichen, graugrünen oder auch bunten „Rasen“ auf „schimmelnden“ Resten (feuchtes Brot, Obst u. s. f.) jedem bekannt. Sollen sie gedeihen, bedarf es immer eines gewissen Grades von Feuchtig-

keit — gerade das vorläufige Zubeden und Abdecken der Nahrungsmittel, wobei alles feucht bleibt, führt am ehesten zur Schimmelbildung — und das Werk, das diese niederen Pilze verrichten, stellt sich als eine „Oxydation“ dar, als eine Produktion von Kohlensäure und Luft. Aber nicht alle Arten dieser Pilzgattung sind so harmlos und nützlich. Die Traubenkrankheit, die Kartoffelkrankheit, der Brand oder Rost des Getreides ist das Werk von Schimmelpilzen, und wie hoch sich solch ein durch diese Pilze verursachter Schaden belaufen kann, zeigt die statistische Berechnung der in Preußen im regenreichen Jahr 1891 durch Getreiderost verursachten Erntefälle. Diese Ausfälle betrugen beim Weizen 73, beim Roggen 180, bei der Haferernte 165, d. h. also insgesamt 418 Millionen Mark! Uebrigens ist, was schon Goethe wußte, auch die Erkrankung der Ähren im Herbst das Werk von Schimmelpilzen.

Unter den Sproßpilzen sind die bedeutendsten die Gese-pilze. Jede alkoholische Gärung wird durch diese erzeugt, indem sie Zucker zu ziemlich gleichen Teilen in Alkohol und Kohlensäure zerlegen und zugleich, je nach der Art des Gese-pilzes, einen bestimmten „Aether“ erzeugen, der dem Weine das „Duft“, das „Aroma“ u. s. f. verleiht. Aus der nämlichen Bierwürze, sagt Buchner, läßt sich, je nachdem die eine oder andere Gese-forde zur Anwendung kommt, ein sehr verschiedenartiges Bier erzeugen, und ähnliches gilt auch von der Weinbereitung. Für die Bierhefe liegen ausgezeichnete in der Carlsberg-Brauerei bei Kopenhagen angestellte Versuche von Christian Hansen vor. Die Hefe wird „rein“ kultiviert, und von dem Freisein („wilde Hefe“) fremder Beimengungen hängt die Güte des Bieres ab. Beim Weine, d. h. dem ausgepreßten Traubenfasse, pflegt man die Hefe freilich nicht künstlich zuzusetzen, sondern schon seit Noahs Zeiten „von selbst“, d. h. durch die den Beeren anhaften Gesezellen, die im Most sofort wuchern, in Gärung kommen zu lassen. Auch hier hängt nach neueren Untersuchungen die Qualität des Weines nur von der Geseart ab; die berühmten Weinlagen verdanken also ihren Ruf weniger der Beschaffenheit ihrer Trauben als der Qualität der dort vorkommenden niederen Pilze! Daß auch Spiritus und Branntwein Erzeugnisse von Gese-pilzen (aus der Kartoffel) sind, ist wohl bekannt. — Was endlich die Bakterien anlangt — der Name (= Stäbchen) rührt von ihrer Form her, und Spaltpilze nannte Naegeli sie, weil ihre Vermehrung in der Weise vorgeht, daß sich jede Pilzzelle in die Länge streckt und dann in zwei gleichwertige Teile spaltet — so ist ihre Bedeutung für den menschlichen Haushalt in jedem Sinne eine wohl noch größere als die der beiden anderen Gattungen niederer Pilze. Sie erfüllen allüberall die Luft, uns unsichtbar; denn nicht weniger als etwa 1 Billion der Bakterien gehen nach Naegeli auf ein Gramm, und selbst die größten sind nur etwa ein Tausendstel Millimeter lang. Freilich ist die Zahl der Keime niederer Pilze immerhin wesentlich geringer als die Stäbchen mineralischer Art. Riquel (Paris) hat berechnet, daß auf einen Kubikmeter Luft in der Stadt etwa 500—4000 Pilzkeime (zu 200 000 Mineralstäbchen) kommen. Bakterien (z. B. das Bacterium coli commune, das im Darm des Menschen vorkommt) erzeugen die Aderkrume; Mikroben verdanken wir die Bildung des Salpeters aus dem Ammoniak zersetzter Eiweißstoffe. Auch hier mag eine Zahl stehen: im Jahre 1900 ist Chilisalpeter im Werte von nicht weniger als rund 70 Millionen nach Deutschland eingeführt worden. An den Wurzeln unserer Hülsenfrüchte nimmt man kleine Knöllchen wahr, die früher für Auswüchse gehalten wurden. Hellriegel und Robbe haben nun vor kurzem gezeigt, daß diese Knöllchen Produkte von Bakterien sind, deren Wirkung darin besteht, den Stickstoff der Luft in Nahrungsstoffe (Eiweiß) überzuführen, und die Landwirtschaft beginnt bereits aus dieser weittragenden Entdeckung die Nutzanwendung zu ziehen. Ein stickstoffarmer, ganz unfruchtbarer Sandboden kann durch Ansiedelung dieser Bakterien verbessert und ertragreich werden. Ein Werk der Bakterien ist ferner die Essigsäurefabrikation, bei der ein alkoholhaltiger, geringwertiger Wein, das sogenannte „Essiggut“ durch bestimmte Bakterien in Essig umgewandelt wird. Diesen Essigsäurebakterien sind die Erreger der Milchgärung nahe verwandt. Sie „vergären“ den Milchsüßer der Milch zu Milchsäure, ein Prozeß, der trotz des Aergers der Hausfrau, ein nützlicher genannt werden muß. Süße Milch muß zur Verdauung erst in unserem Magen gerinnen, in der sauren Milch haben die Bakterien diese Arbeit bereits geleistet, und so ist saure Milch eigentlich bekömmlicher als süße. In-

Beste Verwendung finden die Milchsäurebakterien schon lange in den holländischen Molkereien bei der Butterfabrikation. Man hat nämlich gefunden, daß Butter aus saurer Milch ein feineres Aroma besitzt als solche aus süßer, was auf den durch Milchsäurebakterien erzeugten „Aether“ zurückzuführen ist. So wird der Milch vor dem Verbuttern eine Reinkultur derartiger Bakterien zugefügt. Was von der Butter g. tagt, gilt auch vom Käse; der bekannte „Cervais“ z. B. verdankt seinen Wohlgeschmack den Bakterien. Die Herstellung des „Sauertohls“, die Verbesserung der Tabakblätter, das Schwitzen der gegerbten Häute, die Gewinnung des Jodigs, die Bereitung des Stärkemehls u. s. f. sind an die Entdeckung von Bakterien geknüpft. — Uebrigens verwerten Chinesen und Japaner die Bakterien schon längst in ihrem Haushalt. Neben dem aus Reis durch Mikroben-gärung gewonnenen Sake, dem Nationalgetränk, sind es namentlich die Produkte der einweißreichen, schwer verdaulichen Sojabohne, die Soja-Sauce — auch bei uns nicht unbekannt — und der Soja-Käse, die sie mit Hilfe von Bakterien bereiten.



AUS DEM REICHE DES WISSENS

Die Abnahme der Wärme auf der Erde.

Es gibt jetzt, sogar unter den Gelehrten, Meinungen, nach welchen die Erde in rascherer Weise, als man früher annahm, einer für die Menschen empfindlichen Abkühlung entgegen gehe. Andere bestreiten das und schließen nur auf zeitweise sich wiederholende Abweichungen nach größeren Kälte-, wie nach erhöhten Wärmeperioden. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß wir seit 1877 keinen warmen Sommer mehr gehabt haben. Bei einer derartig konstanten Folge kühler Sommer ist es begreiflich, daß man vielfach die Frage hört: Gehen wir wirklich einer neuen Eiszeit entgegen? Wie stehen dagegen die Sommer der Jahre 1834, 1846, 1857, 1859, 1861 und 1868 ab! Im Jahre 1834 war die Mitteltemperatur von Mai bis September um 3,3 Grad zu hoch, auch das Jahr 1868 hatte eine ununterbrochene Wärmeperiode vom 1. Mai bis einschließlich Oktober. In der Kälteperiode, in der wir uns gegenwärtig befinden und die namentlich seit 1886 ganz Mittel- und Westeuropa betroffen hat, gibt es nur den einen Trost, daß auch schon früher ähnliche Kälteperioden eingetreten sind, auf welche dann wieder längere warme Perioden sich eingestellt haben. Renou hat schon vor längeren Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß die Jahre 1838 bis 1847 genau um denselben Betrag zu kalt waren, wie die Jahrgänge 1879 bis 1888. Die Temperaturabweichungen der Jahrgänge 1837 bis 1845 zu Wien stimmen mit jenen von Paris sehr genau überein und zeigen derart die große und gleichmäßige Verbreitung solcher Wärmeanomalien. Das Wärme Defizit dieser neun Jahrgänge betrug in Wien mehr als einen halben Grad (zu Paris 0,4 Grad), was schon sehr beträchtlich ist; desgleichen waren die Sommer (bis auf einen, 1842) erheblich zu kalt. Dagegen waren das Dezennium 1861 bis 1870 und dann noch die Periode von 1872 bis 1874 zu warm. — Ueber größere Wärme in früheren Zeiten noch folgenden Beweis: In der Kirche der ehemaligen Abtei Kamp bei Rheinberg, südlich von Wesel, wird eine alte lateinische Chronik aufbewahrt, in welcher die merkwürdigen Begebenheiten von dem Jahre 1122 bis 1504 verzeichnet sind. Der Pfarrer Friedrich Michels zu Kamp veröffentlichte im Jahre 1832 in einer Geschichte der Abtei Kamp einen Auszug aus jener Chronik. Man liest darin vom Jahre 1471: „Es war ein sehr heißer Sommer; der Weinstock fing an zu blühen gegen den halben Mai und am Feste des heiligen Sixtus (am sechsten August) wurde die Messe mit neuem Weine gehalten; am Feste des heiligen Bernardus (am 20. August) wurde dem ganzen Konvente neuer Wein gereicht. Im Jahre 1478 blühten die Kirichen und Pflaumen in der Mitte des Monats März, die Kesseln anfangs April, die Trauben Mitte Mai und wieder wurde am 6. August die Messe mit neuem Weine gelesen. Dasselbe geschah auch im Jahre 1504.“ Die bedeutende Quantität Wein, welche aus den Weingärten des Klosters gekeltert wurde, findet sich gewöhnlich angegeben. Heute ist die Weinkultur bis über einen geographischen Grad südlicher gerückt. Die Wein-ernte hat sich bis nach Südfrankreich hinunter in einem Jahrhundert bis zum Oktober verspätet.



Wer Sprachen kennt, ist reich zu nennen.

Das Meisterschafts - System

zur
praktischen und naturgemässen Erlernung
der

französischen, englischen italienischen, spanischen,
portugiesischen, holländischen, dänischen,
schwedischen, polnischen, russischen, böhmischen,
ungarischen, sowie auch deutschen
Geschäfts- und Umgangssprache.

Eine neue Methode, in 3 Monaten eine Sprache
sprechen, schreiben und lesen zu lernen.

Zum Selbstunterricht

VON

Dr. Richard S. Rosenthal.

Französisch — Englisch — Spanisch — Polnisch,
complet in je 15 Lectionen à 1 Mk.
Italienisch — Russisch, complet in je 20 Lectionen à 1 Mk.
Schlüssel hierzu à 1 Mk. 50 Pf.
Deutsch — Holländisch — Dänisch — Schwedisch —
Portugiesisch — Böhmisch, complet in je 10 Lectionen
à 1 Mk. 4061

Probefriefe aller 12 Sprachen à 50 Pf.
Leipzig, Rosenthal'sche Verlagshandlung.

Enzian.

der in den Alpen und in Touristenkreisen so sehr geschätzte, ist einer der Hauptbestandteile von „Marburg's Schwedenkönig“. Dieser vorzügliche Kräuterbitterlikueur wirkt daher so wohltuend und belebend auf den Magen und regt in überraschender Weise den Appetit an. Die event. in den Handel gebrachten Nachahmungen haben mit „Marburg's Schwedenkönig“ nichts gemein. Man verlange daher ausdrücklich überaß nur ächten „Marburg's Schwedenkönig“ in Flaschen, mit meiner Firma versehen. Vorrätig in allen besseren Geschäften und Restaurationen, die durch aushängende Plakate als Verkaufsstellen kenntlich gemacht sind. (In Wiesbaden und dessen Umgebung weit über 500). Sonst wende man sich direkt an den alleinigen Fabrikanten. 1240

Friedr. Marburg,
Wiesbaden, Neugasse (Weingroßhandlung).

Gegenüber anderen Bitterliquoren!
unvergleichlich an Güte und Beförmlichkeit!

Unübertroffen
an Feinheit und Wohlgeschmack!

Kneipp's Heilkräuter, sowie alle Spezialitäten und Artikel zur naturgemässen Heil- und Lebensweise kaufen Sie am sichersten besten und billigsten in dem dazu eigens eingerichteten Spezialgeschäft 1715

Kneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59,
Telephon Nr. 3240.

MÄNNER! SANONGAPSELN sind wirksam bei Harn- u. Blasenleiden (3 Phenyl salicyl 3 Ol Cub. 10 Santol 50 Caps) PREIS 3 MK.
Von Spezialärzten fortgesetzt gebraucht. Eine Privatklinik bezog 1901 5000, 1902 45000, u. bis Juni 03 36000 Stück. Viele Dankschreiben. Kein ähnliches Präparat kann sich solchen Erfolge rühmen.
VERSAND: APOTHEKE HOPMANN, SCHKEUDITZ - LEIPZIG.

In Wiesbaden „Taunus-Apotheke“, sowie in den meisten anderen zu haben. 848

Alte Emailletöpfe

werden mit Böden versehen und neu emailirt 3969
Mauergasse 12 Wiesbadener Emailierwerk Neugergasse 3